

Zeitschrift: Curaviva : Fachzeitschrift
Herausgeber: Curaviva - Verband Heime und Institutionen Schweiz
Band: 82 (2011)
Heft: 7-8: Der Sozialraum sind wir : neue Formen der Nachbarschaftshilfe für Alt und Jung

Artikel: Zuhause im Quartier : wie die Stadt Luzern Lebensräume aufwerten will : "Wir erreichen viel, aber der Erfolg lässt sich nur schwer in Franken messen"
Autor: Steiner, Barbara / Meier, Ruedi
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-805372>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 15.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Zuhause im Quartier: Wie die Stadt Luzern Lebensräume aufwerten will

«Wir erreichen viel, aber der Erfolg lässt sich nur schwer in Franken messen»

Vernetzerinnen und Vernetzer sollen die Bevölkerung in den Luzerner Stadtteilen näher zusammenbringen. Sozialdirektor Ruedi Meier (Grüne) erklärt, warum dies die Lebensqualität der Bewohnerinnen und Bewohner erhöht, wo es Hindernisse gibt und was die Stadt davon hat.

Von Barbara Steiner

Die Stadt Luzern macht immer wieder mit Angeboten von sich reden, die Menschen in ihrem unmittelbaren Umfeld Unterstützung bieten: Computer für Sozialhilfebezüger, Zulagen für Familien mit tiefem Einkommen und Betreuungsgutscheine sind drei Beispiele. Zufall oder Strategie?

Ruedi Meier: Dezentrale sozialräumliche Interventionen haben in Luzern tatsächlich einen hohen Stellenwert. Dies hängt nicht zuletzt mit dem Fusionsprojekt Stadt/Region zusammen: Nach Littau werden sich vermutlich weitere angrenzende Gemeinden der Stadt anschliessen. Sie wollen Gewähr, dass sie ihren Charakter auch als Stadtteile behalten können. Mit unserer Strategie setzen wir ein Zeichen. Aber nicht nur: Wir streben so oder so eine Aufwertung der Quartiere und Stadtteile an. Die Strategie ist allerdings erst ein stadträtlicher Vorschlag, dem das Parlament so noch nicht zugestimmt hat, mit Ausnahme des Projekts Babel.

Im Verein Babel, der die nachhaltige Entwicklung des Quartiers Basel-/Bernstrasse zum Ziel hat, arbeiten Sie im Vorstand mit.

Babel ist in zweierlei Hinsicht exemplarisch. Einerseits zeigt das Beispiel, dass jedes Quartier spezifische Eigenheiten hat und nicht überall die gleichen und gleich viele Interventionen angebracht sind. Babel benötigt mehr Aufmerksamkeit als andere Gebiete, deshalb gibt es auch den Verein. Das Quartier befindet

sich an einer städtebaulich schwierigen Lage mit einer verkehrsreichen Strassen und einer der am stärksten befahrenen SBB-Doppelspurstrecken. Die Bevölkerung ist sehr heterogen: In der Gegend leben Menschen aus über 50 Kulturen mit ebenso vielen Sprachen. Mit verschiedenen Bausteinen – zum Beispiel Projekte für Kinder und Jugendliche, Kontakt mit Liegenschaftsbesitzenden, Aufwertung von Aussenräumen, Informationsvermittlung und so weiter – haben wir Babel in den letzten Jahren schon ein grosses Stück vorwärts gebracht. Zentrales Element ist die Vernetzung der Ressourcen im Quartier. Dazu gehören beispielsweise Vereine, aber auch die Kirchgemeinden.

«Kinder, Jugendliche und ältere Menschen sind am stärksten auf ihr Wohnquartier fokussiert.»

Inwiefern hat sich das Leben im Babel nun konkret verbessert?

Die Qualität des gesellschaftlichen Lebens ist natürlich schwer messbar. Ein Indikator dafür, dass sich etwas verändert hat, ist sicher die wachsende Anzahl Veranstaltungen, darunter beispielsweise das vom Europäischen Fussballverband Uefa unterstützte Kinderfussball-Turnier Babel-Cup. Es läuft also etwas im Gebiet Basel-/Bernstrasse. Auch der Quartierverein Wächter am Gütsch, der eine Weile lang nicht mehr sehr aktiv war, ist zu neuem Leben erwacht. Interessierte Menschen, seien dies nun Schweizerinnen und Schweizer oder Migrantinnen und Migranten, nehmen durchaus wahr, dass sich ihr Quartier positiv entwickelt, und es gibt auch immer wieder Leute, die bereit sind, sich einzusetzen. Allerdings müssen die Vernetzerinnen und Vernetzer der Quartierarbeit aktiv bleiben, sonst würde alles wieder einschlafen. Noch relativ zurückhaltend haben sich die Immobilienbesitzer gezeigt. Zwar gibt es vereinzelte Projekte,



Luzerns Sozialdirektor Ruedi Meier sieht in der Skepsis der Bevölkerung die grösste Hürde für die Stadtteilarbeit.

Fotos: Monique Wittwer

zum Beispiel im attraktiveren Quartierteil am Fluss, aber es wäre zu begrüßen, wenn überall mehr investiert würde. Leider hat die Quartieraufwertung letztes Jahr einen herben Rückschlag erlitten: Das Parlament hat beschlossen, den Durchbruch des Bahndamms, der den inneren Bereich Babels mit jenem am Fluss verbinden würde, aus finanziellen Gründen zumindest vorderhand nicht zu realisieren.

Gibt es trotz der Unterschiede zwischen den Quartieren Gemeinsamkeiten bei den Interventionen?

Die Kinder- und Jugendarbeit bildet generell einen Schwerpunkt, und auch die Aktivitäten im Bereich Alter wollen wir überall intensivieren. Kinder, Jugendliche und ältere Menschen sind am stärksten auf ihr Wohnquartier fokussiert. Unsere Alterspolitik hat einen doppelten Ansatz. Zum einen wollen wir die «jungen Alten» vernetzen und ihre Ressourcen vermitteln – die Leute wissen und können viel und haben Zeit, und zahlreiche Seniorinnen und Senioren sind auch bereit, sich zu engagieren. Sie brauchen aber Betreuung und Wertschätzung, sonst klappt es nicht. Das gehört zur Quartierarbeit. Zum anderen möchten wir das betreute Wohnen im Alter ausbauen – allenfalls unter Einbezug jüngerer Seniorinnen und Senioren, die Unterstützung leisten. Grundsätzlich geht es eigentlich immer um Integration im Sinne von gesellschaftlichem Zusammenhalt, sei dies nun in Bezug auf Generationen, gesellschaftliche Gruppen und Schichten oder Nationalitäten und Kulturen.

Die Akteure in den einzelnen Quartier sind ganz auf sich gestellt?

Nein, wir haben in der Verwaltung eine Anlaufstelle, die wir noch weiter ausbauen wollen. Quartier- und Stadtteilarbeit funktioniert nur mit einer Zentrale, die Anliegen aufnimmt und unkompliziert Lösungen in die Wege leitet. Kommen alle andiskutierten

Fusionen zustande, wird Luzern statt wie heute noch 75'000 fast doppelt so viele Einwohnerinnen und Einwohner zählen – und zwar in 12 bis 14 Stadtteilen, die unabhängig von den heutigen Gemeindegrenzen anhand funktionaler Kriterien definiert werden sollen.

Politisch ist der sozialräumliche Ansatz unbestritten?

Das Prinzip, dezentrale, auf die Bedürfnisse der Stadtteile ausgerichtete Angebote aufzubauen, geniesst breite Unterstützung. Es sind sich alle einig, dass es vermutlich auch ökonomisch sinnvoll ist, mit einem staatlichen Grundgerüst die Eigenverantwortung zu fördern. Vielleicht spielen auch die Erfahrungen mit den ehemaligen Quartierpolizisten eine Rolle. Sie wirken neben der polizeilichen Tätigkeit auch als Vermittler zwischen Quartierbevölkerung und Staat. Diese Funktion können auch Sozialarbeitende übernehmen. Die Finanzierung einzelner Projekte gibt allerdings immer wieder zu Diskussionen Anlass.

Stadtteilarbeit ist teuer?

Nein, wir erreichen mit verhältnismässig bescheidenen personellen Ressourcen viel. Aber der Erfolg lässt sich wie gesagt nur schwer in Franken messen. Die Rückmeldungen sind indes sehr positiv.

«Oft ist zu hören, für die Migranten müsse gar viel Aufwand betrieben werden.»

Quartierprojekte halten sich oft nicht an Departementsgrenzen.

Auch komplizierte Fragen lassen sich lösen, wenn der Wille vorhanden ist. Zu einem Projekt gehört die Finanzierung, mit wie vielen Kostenträgern auch immer. Vernetzen ist nun halt einmal kompliziert und Prozessarbeit. Manchmal geht es schneller, manchmal langsamer. Manchmal hat ein Netz grössere Maschen oder sogar Risse, die man reparieren muss. Das ist eine Managementaufgabe über viele Grenzen hinweg. >>



An seinem eigenen Wohnquartier schätzt Ruedi Meier die Vielfalt.

Welches sind die grössten Hindernisse der Stadtteilarbeit?

Die Skepsis der Bevölkerung. So ist oft zu hören, für die Migrationsbevölkerung müsse nun aber auch gar viel Aufwand betrieben werden. Und die Eltern schauten nicht mehr gut genug zu den Kindern. Und fürs Gemeinwohl wolle sowieso niemand mehr etwas tun. Die Menschen problematisieren, dass die Gesellschaft sich verändert und der Staat beziehungsweise das Gemeinwesen in einem Bereich aktiver werden muss, der früher autonomer funktionierte. Meiner Erfahrung zufolge sehen die Leute aber durchaus ein, dass Stadtteilarbeit allen etwas bringen kann. Es braucht einfach viel Überzeugungsarbeit und dann vor allem gute Erfahrungen wie mit Babel.

An welchen Vorbildern hat sich Luzern orientiert?

Wir beteiligten uns am Diskurs der Schweizer Städte, die ja mehr oder weniger alle die gleiche Stossrichtung verfolgen. Daneben haben wir uns über Projekte in Deutschland informiert und die eine oder andere Idee übernommen oder unseren Bedürfnissen angepasst. Wir machten uns auch historische Erfahrungen zunutze. Die Kirchgemeinden waren ja schon immer dezentral um die Pfarreien herum organisiert. Wir profitieren stark von diesen Strukturen und haben sowohl mit der katholischen wie auch der reformierte Gemeinden Koordinations- und Partnerschaftsabsprachen. Andere Städte können sich weniger stark auf die kirchliche Infrastruktur abstützen.

Wie geht es in Luzern nun weiter?

Im Herbst wird das Stadtparlament über die Bestätigung der Strategie und deren Ausbau befinden. Da wir nicht ins Leere hinaus gehandelt haben, sondern immer in Kontakt gestanden sind mit den gesellschaftlichen Kräften, mit Vereinen und Institutionen und auch mit vielen Parlamentarierinnen und Parlamentariern, bin ich zuversichtlich, dass wir den eingeschlagenen Weg weiterverfolgen können. Konkret bedeutet dies, dass wir unter anderem in weiteren Quartieren Vernetzerinnen und Vernetzer einsetzen und die dezentrale Jugendarbeit aus-

dehnen. Wir werden den Ausbau Schritt um Schritt vorantreiben, damit alle möglichst viel voneinander lernen können.

Ihre Vision für Luzern?

Ich wünsche mir für die Stadt eine nachhaltige und raumplanerisch sinnvolle Entwicklung und hoffe, dass sie sich auf möglichst ökologische Weise ökonomisch gut positionieren kann. Der Zugang zum Wasser, zu den grünen Kuppen und Wäldern muss erhalten bleiben. Von der Bevölkerung erhoffe ich mir, dass sie den Zusammenhalt pflegt ohne Kämpfe zwischen den Generationen und mit der Einsicht, dass Migration etwas Positives ist, aber einer Integrationspolitik bedarf.

Werden die Stadtteile so wichtig, dass in zehn Jahren niemand mehr Luzern als Herkunftsort angibt, sondern beispielsweise den Stadtteil Wäsmeli?

Ausserhalb der Stadt Luzern wird nach wie vor Luzern als Herkunftsort angegeben werden. Innerhalb der Stadt sollten die Bewohner der einzelnen Stadtteile ihren Wohnort präzisieren können, ohne befürchten zu müssen, aufgrund der Adresse schubladisiert oder sogar abgestempelt zu werden.

Die Fachhochschule Luzern bietet als einzige Schweizer Hochschule ein Masterstudium Sozialversicherungsmanagement für Juristen, Ökonomen, Ärzte, Sozialarbeiter und andere Fachleute an. Die Unfallversicherung Suva und die Krankenkasse Concordia beschäftigen in Luzern mehr als 2000 Mitarbeitende. Das Luzerner Forum für Sozialversicherungen und Soziale Sicherheit hat ein Pilotprojekt Case Management. Wird Luzern zur Stadt der Sozialversicherungen?

Es könnte in diese Richtung gehen. Grundsätzlich haben die Sozialversicherungen gemerkt, dass es nichts bringt, einfach nur zu bezahlen, wenn jemand beispielsweise krank wird oder verunfallt. Vielmehr müssen die Beteiligten rasch untersuchen, inwiefern eine Person aus welchen Gründen auch immer Schwierigkeiten hat, und dann gezielt intervenieren, damit die Person möglichst in den Arbeitsprozess oder dann zumindest sozial integriert bleibt. Aber auch mit Case Management wird es Menschen geben, die auf soziale Strukturen ausserhalb der Arbeitswelt angewiesen sind. Ich denke da an Menschen mit Behinderung, auch an Betagte. Für sie muss die Stadtteilarbeit Angebote schaffen.

Was ist Ihnen in Ihrem persönlichen Sozialraum wichtig?

Ich schätze Vielfalt in Bezug auf Herkunft, soziale Stellung, Alter und so weiter sehr und finde sie im Quartier Bruch, wo ich heute lebe. Als meine heute erwachsenen Töchter noch klein waren, setzte ich andere Prioritäten und suchte die Nähe zu Familien, zu anderen Kindern. Die Ansprüche ans Umfeld können sich im Laufe des Lebens verändern. ●

Zur Person

Ruedi Meier (59) gehört seit 2000 als Sozialdirektor der Luzerner Stadtregierung an. Er ist Mitglied der Grünen Partei.